

Kultur

Der Hass der Wohlgesinnten

Rate mal, wer zum Essen kommt: Die Horrorkomödie «Get Out» findet Rassismus bei den Netten, die Fernsehserie «Dear White People» auf dem Unicampus.



Welches Geheimnis verbirgt sie? Eine der Hausangestellten im Film «Get Out». Foto: Universal Pictures

Pascal Blum

Es war im August 1967, im heissen Sommer der Rassenunruhen in den USA, als der schwarze Mann zurückschlug. Zu spüren war das auf der Strasse, aber auch in einer berühmten Szene im Thriller «In the Heat of the Night». Ein farbiger Polizist bekommt darin von einem weissen Kollegen einen Schlag ins Gesicht. Der Cop gibt sofort zurück, und weil man so etwas vorher im Kino noch nie gesehen hatte, ging ein Schrei durch den Saal. Das afroamerikanische Publikum johlte, das weisse rief: «Oh!»

Rache ist süss

Dass es in «Get Out» auch so weit kommt, ist noch nicht zu viel verraten. Schliesslich ist der junge Afroamerikaner Chris (Daniel Kaluuya) der Held eines Horrorkinofilms, und ungeachtet der Hautfarbe gelten da gewisse Regeln, zum Beispiel: Rache ist süss. Das sind die Vorschriften des Genres, die «Get Out» trotz lauter Politik nicht vergisst. Die Motive aber, die sind direkt geschöpft aus der aktuellen Diskussion um das Rassenthema in den USA. Mit «Get Out» nämlich ist dem schwarzen US-Regisseur Jordan Peele, sonst eine Hälfte des Komikergespanns «Key & Peele», ein Schocker für die Zeit von Black Lives Matter gelungen, der schon fast 200 Million Dollar eingebracht hat.

Der Film erzählt aus der Sicht von Chris, der zum ersten Mal die Eltern sei-

ner weissen Freundin Rose (Allison Williams aus «Girls») besuchen geht. Die sind grosszügig linksliberal und umarmen Chris zur Begrüssung («We're huggers»). Der joviale Vater führt Chris herum, zeigt ihm die Souvenirs aus Bali, denn ist es nicht ein Privileg, andere Kulturen kennen zu lernen? Er ist da auch progressiv und «woke» genug, wie man in den USA neuerdings die emanzipatorisch engagierte Einstellung nennt, um zu merken, dass es keine gute Falle macht, wenn seine Bediensteten allesamt dunkelhäutig sind. Aber er bringt es einfach nicht übers Herz, sie gehen zu lassen.

Chris spürt es, wir spüren es: Mit den Vibs an diesem Ort ist etwas nicht in Ordnung. Wieso wirken diese Diener so devot, wieso lächeln sie dieses Hausneugierlächeln? Irgendwie kommt es einem vor wie eine Tour durchs Herrenhaus auf der Plantage. Als anderntags ein Fest zu Ehren des toten Grossvaters ausgerichtet wird, kreuzen noch mehr linke Würdenträger auf, die ungefragt Chris' Bizeps befangern. Ein Gast findet, «black» sei jetzt wieder in Mode, und

Die Dämonen des Rassismus lassen sich aus dem privilegierten linksliberalen Milieu nicht vertreiben.

was soll einer darauf antworten, der schon immer schwarz war?

Dass der Film zu einem derartigen Erfolg werden konnte, hat mit der gewitzten Art zu tun, mit der er allerbeste Unterhaltung und politische Diagnose verquickt. Diese ist so einfach wie kräftig: Die Dämonen des Rassismus lassen sich aus dem privilegierten linksliberalen Milieu nicht vertreiben. Am Werk ist da eine Form von aufdringlicher Überidentifikation: Stolz aufs vor sich hergetragene Schuldgefühl wegen des Unrechts, das den Schwarzen in Amerika angetan wurde, merken die Liberalen gar nicht mehr, dass auch sie ständig Verallgemeinerungen auf dunkle Haut projizieren – und seien es solch freundlich gemeinte wie jene, dass der Schwarze an sich schnell rennen könne.

Zur Blackface-Party geladen

In der neuen Netflix-Serie «Dear White People» gibt es diese Szene, da ruft der Coach einem farbigen Studenten «Wir sehen uns im Training, Michael!» zu – dabei ist der gar nicht im Team und heisst auch nicht Michael. «Dear White People» liefert denselben Befund wie «Get Out»: Inmitten des wohlgesinnten Wohlstandslbens flackert die Lust daran, den anderen an seinem Platz zu halten, um sich der eigenen Privilegien zu versichern.

«Dear White People» stammt vom schwarzen Autor Justin Simien, der von Netflix den Auftrag bekam, seinen gleichnamigen Spielfilm zur Serie auszubauen.

Mit missionarischem Eifer auf dem rechten Pfad

Mann Gottes und strammer Germanophiler: Christoph Blochers Grossvater ist die Hauptfigur eines historischen Romans.

Jean-Claude Galli

Die Antwort auf die brennendste Frage vorweg: Ja, Eduard Blocher ist der Grossvater von Christoph Blocher. Doch geht es im Buch des ehemaligen «Bund»-Chefredaktors Artur Kilian Vogel und des früheren SDA-Direktors Bernard Reist nur als fernes Raunen um die Gegenwart.

Im Zentrum steht die Maxime jedes starken historischen Romans: Wir können das «Jetzt» nicht entschlüsseln, wenn wir das Vergangene nicht kennen. Effektiv der Einstieg, dem Aufblättern eines Albums gleich. Eduard Blocher als einsamer Reiter in Sidi Bel-Abbès, wo er ab Ende 1894 als Pfarrevorsteher wirkt. Geboren wird er am 16. November 1870 in Münchenstein, sein Studium

führt ihn auch ins hessische Marburg, wo er seine Frau kennen lernt: «Die Welt ist verrückt geworden, Mathilde, aber wieso bleiben wir untätig?» Die Motivation zum missionarischen Eifer kommt aus einer tiefen Gläubigkeit heraus, aber der raue Alltag in Algerien erschöpft die junge Familie (Miriam kommt 1896 zur Welt, Wolfram 1897, Yvonne 1900).

«Jeder an seinem Platz»

Dieses erste Leben umfasst drei Jahre, ausgeprägt sind bei Blocher eine starke Skepsis gegenüber dem Frankophilen sowie der Hang zum Antisemitismus. Im Frühling 1898 kann er die reformierte Pfarrei in Sitten übernehmen, was den Beginn des zweiten Lebens markiert.

Die dortigen Zustände sind ebenfalls garstig. Wer sich heute über die Rückständigkeit der Drittweltländer mokiert, dem wird eindrücklich vor Augen geführt, wie vergleichbar die Lage hier vor rund hundert Jahren war. Blocher ist untrübig und lernt die unterschiedlichsten Persönlichkeiten kennen. 1904 ist er Mitgründer des Deutschschweizer-

rischen Sprachvereins. Parallel dazu beobachtet er die industrielle Entwicklung und den Zuzug von Auswärtigen. «Man soll die Gattungen nicht vermengen», sagt er mit Blick auf italienische Gastarbeiter, «der Welt geht es besser, wenn jeder an seinem Platz bleibt.» Nach sieben Jahren verlässt Blocher im Oktober 1905 das Wallis Richtung Zürich, er tritt – im dritten Leben – die Stelle als Pfarrer im Kantons- spital an. Sein Ton bleibt scharf, in Schriften wie Reden.

Hitlers «Gottlosigkeit» störte ihn

Als Reaktion auf die Annahme der Völkerbund-Vorlage ist Blocher 1921 bei der Formierung des Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz dabei, einer Organisation mit ähnlichen Zielen wie jene der Auns, zu deren Gründern



Eduard Blocher.

Sie handelt von einer Handvoll schwarzer Kids an einem fortschrittlichen US-College. Die aufmüpfigste unter ihnen ist die Studentin Sam. Als Experiment lässt sie in der ersten Folge das Facebook-Konto einer Burschenschaft hacken und lädt in deren Namen zur Blackface-Party ein. Die wird zum vollen Erfolg, was Sam noch wütender macht, als sie es in ihrer Studentenradioshow ohnehin ist, in der sie die liberale Heuchelei anklagt.

Wie «Get Out» zitiert auch «Dear White People» die Filmgeschichte. Es geht in der Serie auch um mehr als um subtile Ausprägungen von Macht, aber die Rassenfrage infiziert jede Interaktion. Sam hat einen weissen Boyfriend, den sie mag, weil er so nerdig ist. Ihre Kollegin Coco realisiert, dass man sich zwecks Integration in die Mehrheitsgesellschaft etwas dümmer stellen muss, um weniger aufzufallen. Ausserdem: Geniesst Sam mehr Privilegien, weil sie einen helleren Teint hat? Und zählt der Gebrauch eines schwarzen Vibrators bereits als gemischt-rassige Beziehung?

Muster der Unterdrückung

«Dear White People» glüht vor Wut über reale Marginalisierung und macht sich zugleich lustig über Weisse, die bei jeder Gelegenheit vom «institutionellen Rassismus» reden. Die Frage, wo kulturelle Aneignung in Ausbeutung übergeht, bleibt dabei offen. Aber irgendwann drückt es Coco deutlich aus: Die Weissen, die sich um Kanye-West-Tickets reissen, weil Schwarz gerade ein vogue ist – diese Weissen wollen alle Brothors werden!

Beide Fabeln erzählen von den fortwirkenden Mustern der Unterdrückung und davon, dass Ich und Identität nie dasselbe sind. Man kann von der Hautfarbe nicht auf den Charakter schliessen, ob Polizist mit gezückter Waffe oder zukünftiger Schwiegervater. Für die Studenten in «Dear White People» bedeutet es eine gewaltige Anstrengung, sich Tag für Tag von den Projektionen zu befreien, um als Ich in Erscheinung zu treten.

1967, als in «In the Heat of the Night» ein schwarzer Cop zurückschlug, kam ein anderer Film ins Kino, auf den «Get Out» ebenfalls anspielt: «Guess Who's Coming to Dinner», das Sozialmärchen vom dunkelhäutigen Arzt, der von den Schwiegereltern in spe am Ende ins weisse Herz geschlossen wird, weil es an ihm schlicht nichts auszusetzen gibt.

So leicht kommen wir in «Get Out» nicht mehr davon. Der Hass hat jetzt ein freundliches Gesicht, aber der Kampf um Selbsterhaltung wird dadurch umso erbitterter. Manchmal geht es in diesem Kampf lediglich darum, nicht automatisch zu den Footballspielern gezählt zu werden. Und manchmal einfach darum, noch am Leben zu bleiben.

Der Film läuft in Bern in den Kinos City und Pathé Westside.

«Dear White People» läuft bei Netflix.

Zumthor macht sich klein

Der Architekt erweitert die Fondation Beyeler mit einem Stampfbetonbau und einem Glaspavillon. Die Hauptrolle spielt aber der Park.

Andres Herzog

Riehen

Endlich ist die Katze aus dem Sack. Dass Peter Zumthor die Fondation Beyeler in Riehen erweitert, ist seit letztem Herbst klar. Doch das Museum wollte das Projekt erst zeigen, nachdem der Architekt es überarbeitet hatte. Jetzt ist klar: Es wird ein Dreiklang aus Stampfbeton und Glas.

Die Fondation Beyeler ist mit jährlich 300 000 Besuchern das meistbesuchte Kunstmuseum der Schweiz. Um die wachsende Sammlung einem noch grösseren Publikum zu präsentieren, will das Museum expandieren – als Geschenk zum 20-Jahr-Jubiläum sozusagen. Die Erweiterung, die rund 100 Millionen Franken kostet, wird privat finanziert. Den Grundstein dafür legen Schenkungen der Wyss Foundation und der Daros Collection, aus der die Fondation Beyeler regelmässig Werke präsentiert. Insgesamt hat die Stiftung feste Zusagen von über 50 Millionen Franken. Für den Ausbau hat die Fondation den Iselin-Weber-Park erworben. Der private Garten am Ende des lang gezogenen Grundstücks ist ein Glücksfall. Die Wohnhäuser am Rand werden abgebrochen, die alten Bäume und der Seerosenteich bleiben erhalten. So wird der Ort noch stärker Museum im Park – dessen Fläche sich verdoppelt.

Der italienische Architekt Renzo Piano war bereits ein Star der Szene, als die Fondation Beyeler 1997 eröffnet wurde. Nun setzt diese erneut auf einen grossen Namen. Allerdings musste sich Zumthor erst in einem Studienauftrag gegen zehn Architekten durchsetzen. Die Jury entschied sich für die Weisheit des Alters und für lokale Wurzeln. Der Auftrag ist für Zumthor eine Art Rückkehr: Aufgewachsen in Basel, gründete er sein Büro 1978 in Haldenstein im Bündnerland. Bis er im Heimatkanton bauen konnte, musste er 74 Jahre alt werden.

Ein Monolith aus Stampfbeton

Anders als Piano, der mit seinem Bau die eine grosse Geste suchte, bricht Zumthor die Funktionen auf drei Häuser herunter: Ein kleines Betriebsgebäude, ein Pavillon für Veranstaltungen und ein Ausstellungshaus. Sein Projekt macht sich klein, damit der Piano-Bau und die Natur weiterhin die Hauptrolle spielen: Der verglaste Pavillon senkt sich in die Erde, das Ausstellungshaus winkelt sich dreiflügelig ab. Es ist aus Stampfbeton konstruiert, einem «richtigen Material», wie Zumthor sagt. Die monolithische Erscheinung hat etwas vom Kolumba-Museum in Köln, der Glaspavillon nimmt Aspekte seines Werkhauses im Bregenzer Wald auf, den Stampfbeton verwendete Zumthor bereits bei der Bruder-Klaus-Kapelle.

Renzo Pianos Thema war die Mauer, erdenschwer mit rotem Naturstein verkleidet. Auch die Erweiterung versprüht etwas Archaisches. Und doch unterscheiden sich die Gebäude grundsätzlich. Piano baute linear, Zumthor punktuell. Der Italiener dachte strukturell, der Schweizer skulptural. Statt auf orthogonale Kammern basiert die Erweiterung auf verwinkelten Räumen. Piano liess ganze Wände weg als Öffnungen zum Park, Zumthor dagegen setzt Lochfenster.

Der Entwurf ist grundsolide, da gibt es nichts zu rütteln. Aber er ist keine Erfindung. Diese war aber auch gar nicht gefragt. Der Architekt nimmt die Aufgabe ernst, die eine andere ist als vor zwanzig Jahren. Es gilt die Anlage, die nun näher an den Dorfkern von Riehen rückt, einzufügen. Und eben dies tut Zumthor mit grosser Subtilität.



Zumthors Erweiterungsprojekt. Foto: Visualisierung: Atelier Peter Zumthor & Partner

Artur Kilian Vogel & Bernard Reist: Die drei Leben des Pastors Blocher. Roman. Edition Monographic, Sierre 2017, 460 Seiten, 34.90 Fr.